



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus Alt-Jena : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

uns zu erkennen. In der Naturphilosophie wurden diese Prinzipien praktisch auf die wirklichen Dinge angewandt, und es zeigte sich, daß sie in der That geeignet waren, ohne alle Mystik und ohne Phantasterei die empirischen Thatfachen in ein zusammenhängendes Ganze der Erkenntnis zu bringen. Die Vollendung des Ganzen, die Lehre von den höchsten Ideen, zu der die Kritik der praktischen Vernunft die Vorarbeit war, liegt noch in unverstandener Form im Manuskript. Nur wenn unser Volk sein Interesse ihm in ganz anderer Weise als bisher zuwendet, werden wir der herrlichen Früchte uns erfreuen können.



Erinnerungen aus Alt-Jena.

(Fortsetzung.)



ie originellste Gestalt unter allen Lehrern der Hochschule und zugleich eine der ersten Zierden derselben war unbestritten der Philologe K. M. Götting. Als Gelehrter anerkannt, als Mensch eine echte Thüringer Natur der besten Art, gutmütig und zugleich mit einem prächtigen, oft allerdings etwas derben Humor ausgestattet, war er in der Gesellschaft ein unschätzbares Element. Für Jena wurde er u. a. durch die Gründung des archäologischen Museums und der zu diesem Zwecke von ihm ins Leben gerufenen sogenannten Rosenvorlesungen von nachhaltiger Bedeutung. Als jüngerer Mann hatte er zu Goethe in ziemlich nahen Beziehungen gestanden. Aus diesem Verkehr mit dem greisen Dichter wußte er im vertraulichen Kreise manches Pikante mitzuteilen, was nicht gerade für die Verbreitung durch den Druck bestimmt war. Wenn man von Göttings menschlicher Erscheinung spricht, darf man seine Schwester Alwine billigerweise nicht mit Stillschweigen übergehen. Ohne geistreich zu sein, hatte sie, als ein untrennbares Teil ihres Bruders, getragen von seiner warmen Anhänglichkeit wie durch ihre lebhafteste Teilnahme an den Menschen und Dingen, eine unverkennbare Bedeutung in der Gesellschaft und der sie umgebenden Kreise gewonnen. Zu ihren Lieblingen gehörte u. a. Robert Prutz, der wiederholt längern Aufenthalt in Jena nahm.

Nicht versagen kann ich es mir an dieser Stelle, einen Mann zu erwähnen, zu dem ich zwar so wenig als vielleicht irgend ein anderer in eine Beziehung getreten bin, der aber, jetzt so gut als vergessen, damals wenn nicht zu den Merkwürdig-

keiten, so doch zu den Seltsamkeiten Jenas zählte. Ich meine den Professor Ferdinand Wachter, der sich durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete des germanischen Altertums und der (thüringischen) Geschichte bemerkbar gemacht hat, ein Sonderling im Leben wie in der Wissenschaft. Seit Jahren hatte er sich gänzlich von der Welt zurückgezogen, war einer unüberwindlichen Menschencheu anheimgefallen und zum unbedingten Einsiedler geworden. Kaum daß sich jemand rühmen durfte, bei ihm nur überhaupt Zutritt gefunden zu haben. Man erzählte sich, seine Menschenflucht sei die Folge einer unerwiederten oder getäuschten Jugendeigung gewesen, deren Gegenstand mit einem echt deutschen Rufnamen und andern guten Eigenschaften den Liebhaber des deutschen Altertums in Fesseln geschlagen hatte. Wie dem nun sei, ich erinnere mich noch recht deutlich, wie der Bedauernswerte, einen breiten, roten Regenschirm unter dem Arme, Tag für Tag zur bestimmten Stunde scheuen Blickes durch die Straßen huschte, um seinen gewohnten Spaziergang nach dem benachbarten Dorfe Wöllnitz anzutreten. Mehrere Jahre später verließ er Jena ganz, zog sich auf seine kleine Besitzung im Vogtlande zurück und wäre sicher unbeachtet dahingegangen, wenn nicht sein trauriges Ende die Aufmerksamkeit aufs neue auf ihn gelenkt hätte. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, hatte er sich zuletzt wieder in der Nähe von Jena, ich glaube in dem Städtchen Lobeda, niedergelassen und wurde hier (1861) das Opfer eines Raubmörders, den die Begierde nach Schätzen, die man bei ihm vermutete, zu der scheußlichen Unthat trieb.

Neben den älteren Lehrern der Universität bewegte sich in diesen Jahren eine ziemlich große Zahl jüngerer, die dann im Verlaufe des nächsten Jahrzehntes nach allen Himmelsrichtungen zerstreut worden sind, und von denen mittlerweile bereits mehrere heimgegangen sind. So der Zoologe Oskar Schmidt, der vor zwei Jahren als Professor in Straßburg gestorben ist, ein durchaus gediegener Mensch, liebenswürdig, zuverlässig und von höchst kollegialer Gesinnung. Seines Bleibens ist freilich nicht lange in Jena gewesen, obwohl sein Fach durch keinen andern vertreten war, sei es, weil sich die Mittel für einen halbwegs tüchtigen Vertreter seiner Professur nicht aufreiben ließen, sei es, weil er nicht in das System paßte, das mit dem Jahre 1851 zur Herrschaft gelangt war. So ging er denn zuerst nach Krakau wie in eine ehrenvolle Verbannung, von da in befriedigendere Verhältnisse nach Graz und endlich in eine angesehenere Stellung nach Straßburg. Bereits dachte er daran, mit der nahenden Vollendung seines 65. Lebensjahres sich in sein altes liebes Jena zurückzuziehen, als ein rascher Tod dazwischen trat und ihm die unersehnte letzte Ruhestätte in dem zurückgewonnenen Reichlande bereitete.

Neben D. Schmidt erwähne ich den Historiker Ernst Adolf Herrmann, der sich als Verfasser einer Geschichte Rußlands allgemeine Anerkennung erworben hat. Er stammte aus den Ostseeprovinzen und hatte sich in Berlin unter Ranke ausge-

bildet, ein guter deutscher*Patriot, eine treue kindliche Seele, ohne Falsch, angenehm im Verkehr — Eigenschaften, die er sich bis zuletzt ungeschwächt bewahrt hat. Er ist vor einigen Jahren als Professor der Geschichte in Marburg gestorben. Endlich gedenke ich noch des Archäologen Bernhard Stark, der aus einer Familie stammte, die der Universität Jena bereits mehrere höchst angesehene medizinische Professoren gegeben hatte. Stark, in seinem Fache äußerst geschätzt, war zugleich ein vortrefflicher, edler Mensch, ein untadelhafter Charakter, weichen, aber nicht weichlichen Wesens und allgemein beliebt. Er folgte im Jahre 1855 einem Rufe nach Heidelberg und ist hier, allzufrüh für die Wissenschaft und die Seinigen, mitten im erfolgreichsten Wirken im Jahre 1879 abgerufen worden.

Den Mittelpunkt der guten Gesellschaft Jenas bildeten damals die Universität und das Oberappellationsgericht; beide waren ohnedem eng mit einander verbunden, da eine Anzahl der juristischen Professoren zugleich als Mitglieder des Gerichtshofes thätig waren. Der Ton der Gesellschaft war höchst angenehm, von jeder Steifheit oder Ausschließlichkeit frei. Man lebte und ließ leben. Allerdings bestanden Kreise im Kreise, aber nicht so abgeschlossen, daß sie sich nicht gelegentlich mühelos zu einem größern Ganzen hätten zusammenfügen lassen. Einladungen zu einem „Löffel Suppe“ oder einer „Tasse Thee“ erfolgten häufig, die Bewirtung war meist einfach, aber gut, und ließ die Geringschätzung, mit der oft von der thüringischen Küche geredet wird, nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Auf derartigen häuslichen Verkehr sah man sich doch auch überwiegend angewiesen, da ein Ersatz andrer Art nur selten geboten wurde. Ein Theater z. B. gab es nicht, wie leicht zu begreifen ist; ich erinnere mich nicht einmal, daß in den Wintern, von denen die Rede ist, eine fliegende Truppe hier ihr Glück versucht hätte. Wer also Verlangen nach einem Genuße derart verspürte, sah sich darauf angewiesen, eine Fahrt nach Weimar zu machen, was häufig genug geschah, so unbequem es auch zu einer Zeit war, in der noch kein Schienenweg die beiden Städte verband. Davon abgesehen, konnte der geistige Verkehr zwischen der Residenz- und der Universitätsstadt nicht gerade lebhaft genannt werden; man sprach damals sogar, sei es mit Recht oder Unrecht, von einer gewissen Eifersucht, die zwischen beiden bestanden haben soll; ein greifbares Objekt einer solchen Nebenbuhlerschaft habe ich freilich niemals entdecken können. Auch „Bruder Studio“ entschloß sich hie und da, wenn gerade ein Stück angekündigt war, das seine Schaulust reizte — wie etwa die Räuber u. dergl. —, in größerer Anzahl zu einem Ausfluge nach Weimar. In frühern Zeiten wagten es die jugendlichen Gäste in solchen Fällen, sich unter Umständen im Theater lauter als billig vernehmen zu lassen und, wenn wir recht berichtet sind, gelegentlich sogar ungebeten mitzuwirken; die neuere Zeit mit ihrer strengern Anschauung von Schicklichkeit und Ordnung hat freilich die Ausbrüche solches jugendlichen Umgestüms mit Erfolg niederzuhalten verstanden.

Zu den geistigen Genüssen der Winterzeit, die in Jena selbst geboten

wurden, gehörten die „Rosenzerte,“ die von Zeit zu Zeit unter Mitwirkung von Weimarer Künstlern im Saale der „Rose“ aufgeführt wurden, ferner die „Rosenvorlesungen,“ die, wie erwähnt, seit mehreren Jahren von Götting ins Leben gerufen worden waren. Es hatten ihm dabei als unmittelbares Beispiel die öffentlichen Vorträge in der Berliner Singakademie vorgeschwebt, die Friedrich von Raumer zu populären Zwecken nach englischem Muster dort zuerst eingeführt hatte. Seitdem hat jenes Beispiel immer häufigere Nachahmung gefunden, und es giebt jetzt wohl keine größere Stadt in Deutschland, die nicht ein Gewicht darauf legte, sich ein so genußreiches Bildungsmittel zu verschaffen. In Jena war diese Einrichtung von Anfang an in hohem Grade beliebt: auch die ältern und berühmtesten unter den Professoren, wie Hase und Götting, haben es nicht verschmäht, auf diesem Wege ihre Wissenschaft zu popularisieren. Soviel ich weiß, hat sich diese Sitte in Jena bis auf den heutigen Tag erhalten.

Eine Gelegenheit zu regelmäßigem, fast täglichem Zusammentreffen bot das nahe gelegene Dorf Lößstedt, wohin in der guten Jahreszeit längs der Saale über die erlenbesetzten Wiesen mehr als ein freundlicher Weg führte. Eine Anzahl Professoren fand sich fast regelmäßig und bei jedem Wetter bei einer schlichten Tasse Kaffee im Wirtshause zusammen, während Sonnabends sich stets eine größere Gesellschaft auch in Begleitung der Frauen hier vereinigte. Neben Hase zählte zu den selten fehlenden Gästen der Präsident des Oberappellationsgerichtes, Friedrich Ortloff, ein ausgezeichnete Jurist und ungemein angenehmer Gesellschafter, durchaus einfach in seinem Wesen, konservativer Denkungsweise und untadelhaft von Charakter. In der Politik mußte man ihn wohl zu den Anhängern der alten Schule zählen, ich weiß daher nicht, ob er den gewaltigen Umgestaltungen der Neuzeit seinen unbedingten Beifall gezollt haben würde. Sein Gesichtskreis war im übrigen weit genug, seine Arbeitskraft ungewöhnlich groß; bekanntlich ist er bis an sein Ende wissenschaftlich thätig gewesen. Hier in Lößstedt erschien u. a. auch häufig der Herausgeber der „Minerva,“ Dr. Friedrich Braun. Die „Minerva,“ eine ursprünglich von Archenholz gegründete Zeitschrift, hielt sich jetzt mit Mühe über dem Wasser; der Herausgeber ließ es nicht an sich fehlen, die gesunkene Teilnahme wieder aufzufrischen, doch waren seine Anstrengungen von so unzureichendem Erfolge begleitet, daß die Zeitschrift nach dem Verlaufe einiger Jahre zu erscheinen aufhörte.

Unter den Familien, deren Haus in Jena eine besondere Anziehungskraft besaß, stand seit langer Zeit das Frommannsche in erster Reihe. Die Überlieferungen desselben reichten in die klassische Zeit zurück; es ist bekannt, daß Goethe dort gern aus- und einging, und jeder gebildete Fremde war dort ein willkommenener Gast. Der „alte Frommann,“ der hochbejahrt erst vor kurzem gestorben ist, war eine Natur von echtem Schrot und Korn, nicht ohne Anlage zu polternder Verbheit, mit der man sich aber rasch verständigte; ein tüchtig ge-

schulter und gebildeter Mann, erfreute er sich unter seinen Kollegen in der Buchhändlerwelt bekanntlich hoher Achtung und Anerkennung. Die Frau des Hauses war eine äußerst liebenswürdige Erscheinung und wußte durch die umsichtige Weise ihrer Freundlichkeit die gelegentliche Schroffheit ihres Mannes aufs erfolgreichste auszugleichen. An den öffentlichen Dingen nahm Frommann lebhaften Anteil. In der großen Politik, namentlich in der deutschen Frage, war der Hannoveraner Stütze, mit dem ihn von Jugend her eine enge Freundschaft verband, sein Ideal und Meister. An interessanten Verbindungen fehlte es ihm überhaupt nicht, und da er ein erfahrungsreiches Leben hinter sich hatte, konnte er manches erzählen. Auch die Feder wußte er geschickt zu führen, wie er das durch mehrere Schriften bewiesen hat. Seine Schwester Alwine, die damals in Berlin lebte, tauchte ebenfalls von Zeit zu Zeit in ihrem väterlichen Hause auf, eine künstlerisch hoch gebildete Dame, die eben wegen dieser Eigenschaft, meines Wissens, zu der „Prinzessin von Preußen,“ der spätern Kaiserin Augusta, in nähern Beziehungen stand. Wer Glück hatte, konnte in diesem Hause mit „Minchen Herzlieb,“ der durch die viel besprochene Zuneigung Goethes oft genannten Frau Walch, zusammentreffen, obwohl sie sich Begegnungen mit neuen Menschen ungern aussetzte. Auch ihr Gemahl, von dem sie übrigens getrennt lebte, der Jurist K. W. Walch, wandelte noch unter den Lebenden, ein kleines, etwas verwachsenes Männchen, durchaus gutmütig und harmlos, aber offenbar unbedeutend. Man begreift es, daß die Verbindung einer höher angelegten Frau mit einem Manne dieser Art scheitern konnte.

Das verhältnismäßige Stillleben, mit welchem der Winter begonnen hatte, blieb übrigens nicht lange Zeit unangefochten. Im Gegenteile, der gespannte Zustand der allgemeinen politischen Verhältnisse, vor allem die in Frankreich herrschende Aufregung, die für ein kundiges Auge einen nahenden Sturm erraten ließ, wirkte, wie überall hin, auch auf Jena zurück. Es fehlte in gewissen Kreisen nicht an entzündlichen Gemütern, die von den angedeuteten Zeichen mehr hofften als fürchteten. Als dann der entscheidende Schlag an der Seine geschah, gab es kein Halten mehr. Die Aufregung war allgemein, und auch diejenigen, die sich die Besonnenheit bewahrten, wurden davon, wenn nicht mit fortgerissen, so doch irgendwie in Mitleidenschaft gezogen. Warme Teilnahme rief das Schicksal der Herzogin Helene von Orleans hervor; die Tochter einer weimariſchen Prinzessin, eine Enkelin Karl Augusts, hatte sie einen Teil ihrer Jugend in Jena verlebt und durch Anmut und Liebenswürdigkeit alle Herzen erobert. Man begrüßte es daher mit lebhafter Teilnahme, als der Großherzog, nachdem die Herzogin mit ihren beiden Söhnen glücklich den deutschen Boden erreicht hatte, sie mit offenen Armen aufnahm und ihr eine Zufluchtsstätte im Schlosse zu Eisenach einräumte. Stimmungen der Art wurden freilich bald durch das Ungeſtüm der geräuschvollen Zurückwirkung des Sturzes des Julikönigtums auf Deutschland über-

holt. Es ist bekannt, wie infolge dessen die so lange Zeit zurückgedrängten nationalen und freiheitlichen Wünsche mit unwiderstehlicher Gewalt erwachten und sich fast überall in siegreiche Forderungen umsetzten. In dem kleinen Staate Weimar erging es nicht anders; das altkonservative Ministerium Schweizer wurde durch eine unblutige Revolution gestürzt, und der populäre Führer der Opposition im Landtage, der Eisenacher Advokat von Wydenbruch, bildete mit dem Herrn von Watzdorf, der vor mehreren Jahren von Dresden her in das weimarische Ministerium gerufen worden war und sich beliebt gemacht hatte, die neue Regierung. Auch eine Anzahl Jenaer Burschenschaftler wirkten bei diesem Vorgange mit. Der regierende Großherzog Karl Friedrich, Karl Augusts Sohn und Nachfolger, hatte sich den an ihn gebrachten Zumutungen nicht widersetzt und mit Anstand geschehen lassen, was er ohnedies nicht ändern konnte. Er war kein hervorragend begabter Fürst, aber ein vollkommener Ehrenmann, ein hiederer Charakter, und aus diesem Grunde hatten auch die ärgsten Schreier die Unpopularität des gestürzten Systems ihn persönlich niemals entgelten lassen. Überhaupt stand die gesamte großherzogliche Familie in hoher Achtung; die Gemahlin des Großherzogs, die Großfürstin Maria Paulowna, die Schwester der Zaren Alexander I. und Nikolaus I., eine geistig wirklich bedeutende Frau, erfreute sich verdienstermaßen allgemeiner Verehrung; eine wahre Landesmutter, stellte sie sich an die Spitze aller wohlthätigen Anstalten und war in ihrer Großsinnigkeit überall schützend und hilfebringend zur Hand.

In Jena entwickelten sich, wie anderswo, die Wirkungen des eingetretenen allgemeinen Umschwunges schnell, die alte Gesellschaft löste sich, je nach dem ergriffenen Parteistandpunkte, in verschiedene Gruppen auf. Der demokratischen, ja radikalen Anschauung fehlte es nicht an Vertretern, und der „Philister“ ließ sich, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, zum Teile weit genug mit fortreißen. Die Saat der politischen Unreife, die durch das alte System grundfänglich groß gezogen worden war, ging nun wuchernd und hundertfältig auf. Obenan unter den Führern der demokratischen Partei stand ein Mann, der seit Jahren der Hochschule wie dem in Jena stationirten höchsten Gerichte der thüringischen Herzogtümer zugleich angehörte und allerdings mit seiner Denkungsweise schon vorher nicht zurückgehalten hatte: G. Chr. Schüler. Im Privatleben durchaus ehrenhaft, schlug er jetzt sogleich einen extremen Ton an. Im Vorparlament zu Frankfurt, wohin er geeilt war, stimmte er bereits für die unverständigsten Anträge; in die Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Platz auf der Linken, die seine Eigenschaft als Mitglied eines so angesehenen Gerichtshofes wohl zu würdigen wußte; er hat dann unbekehrt bis zuletzt ausgehalten. Nach der Niederlage des Rumpfparlaments in Stuttgart kehrte er in die Heimat zurück und trat in den weimarischen Landtag ein, wo er seiner radikalen Haltung treu blieb, bis endlich die Verweigerung des Urlaubs seinem inhaltslosen, wenn auch gut gemeinten Thun ein Ziel setzte.

Die Wahl zum deutschen Parlamente hatte übrigens in Jena eine hochgehende Aufregung im unmittelbaren Gefolge gehabt und die Scheidung der Geister vollendet. Dem Anstürmen der radikalen Agitation warf sich u. a. der bereits erwähnte Präsident Orloff mit einer vortrefflich geschriebenen und scharf ins Fleisch schneidenden Flugschrift entgegen, die ihm freilich geringen Dank eintrug. Die verschiedenen Parteien sammelten sich und traten in Vereinen zusammen. In dem „konstitutionellen“ Vereine sammelte sich alles, was, von dem dreisten Treiben der Demagogen und der radikalen Politiker abgestoßen, die Herstellung einer verfassungsmäßigen Freiheit in den Einzelstaaten und die Ersetzung des alten Bundes durch einen kräftigen Bundesstaat zum Programm erhob. Auch die Frage einer straffern Einigung der thüringischen Staaten kam zur Erörterung, wenn man sich auch mit den Wünschen nicht geradezu bis zur Herstellung eines Königreiches Thüringen verstieg, worüber der Herzog Ernst von Gotha in seinen jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten einige Mitteilungen macht. In diesem konstitutionellen Vereine fanden sich allerdings auch Elemente ein, die das Recht der Selbsthilfe der Nation gänzlich in Frage stellten, sie waren aber nicht stark genug, an dem besagten Programm wesentliches zu ändern. Diesem Vereine gehörte die Mehrzahl der Professoren und Dozenten, der Beamten und auch viele angesehenen Bürger an, er hat sich bis zum Erlöschen der Bewegung behauptet und unzweifelhaft manches Gute gewirkt, manchen Schwankenden auf die rechte Bahn geführt.

Ein zweiter Verein nannte sich, glaube ich, Volksverein. Ich habe ihn nur aus der Entfernung beobachtet; seiner Richtung nach ließ er sich etwa mit den Deutschfreisinnigen unsrer Tage vergleichen. Die Häupter des Vereins gehörten überwiegend ebenfalls der Universität an, sein Publikum bestand aus Bürgern und verwandten Elementen. Sein Programm verlangte das „ganze Deutschland“ und vor allem möglichst viele und unbeschränkte Freiheiten. Gegen die Erhaltung der monarchischen Ordnungen erhoben die Herren nicht gerade grundsätzliche Einwendungen, aber die Volksfreiheit sollte keinesfalls darunter leiden. Eine monarchische Spitze fand man sicher für das wiedergeborene Deutschland unnötig, ja unzulässig. Es war eben das Programm G. Chr. Schülers, von dem ich oben gesprochen habe, der aber sein Licht unmittelbar in Frankfurt leuchten lassen mußte. Auf den Bänken dieses Vereins traf man u. a. Männer wie den Botaniker Schleiden, den Kliniker Siebert und den Pädagogen Stoy. Schleiden war eine geniale, aber leidenschaftliche Natur, und schon aus diesem Grunde ein schlechter Politiker oder doch von zweifelhaftem Verufe zur öffentlichen Wirksamkeit. Es scheint ihn eine allgemeine innere Verstimmung auf die Seite der demokratischen Opposition getrieben zu haben, eine wahre Befriedigung hätte er wohl auf keiner Seite gefunden. Daß er sich zu guter Letzt sogar noch in den weimarischen Landtag wählen ließ, war ein augenfälliger Luxus; jedenfalls hätte er seine Zeit zweckmäßiger verwenden können. Nicht mit Still-

schweigen darf ich bei dieser Gelegenheit übergehen, daß die Anhänger der Friesischen Philosophie in Jena, zu welcher auch Schleiden zählte, infolge ihrer abweichenden politischen Anschauungen, sich jetzt spalteten und einander die Freundschaft kündigten. Professor Ernst Apelt, der bedeutendste dieser Gruppe, ein höchst gebiegener und charaktervoller Gelehrter, schloß sich eng an die konstitutionelle Partei an, und die zerrissene Freundschaft hat sich nicht wieder hergestellt. Der Pädagoge Stoy, als Fachmann hervorragend, mit Begeisterung in den Spuren Pestalozzis wandelnd, ein schöpferischer und organisatorischer Geist, ließ sich durch seine volkstümlichen Instinkte auf die Seite der „Volkspartei“ treiben, ohne über politische Dinge bisher tiefere Betrachtungen angestellt zu haben. Er war übrigens in seiner Art ein warmer deutscher Patriot, und es gehörte zu seinem System, in den Seelen seiner jugendlichen Zöglinge die Saat vaterländischen Sinnes auszustreuen. Der Kliniker A. F. Siebert, ein Schüler Schönleins, der wenige Jahre vorher aus Bamberg, wie sein Freund, der Chirurg Ried aus Erlangen, nach Jena gerufen worden war, behandelte die Politik wohl nicht immer von der ernsthaftesten Seite; gewohnt, sich gehen zu lassen, fühlte er sich in diesem Kreise am behaglichsten und konnte mit Sicherheit darauf rechnen, für seine humoristischen Einfälle ein dankbares Publikum zu finden.

Neben der konstitutionellen und der Volkspartei-Gruppe hatte sich noch eine dritte gebildet, die auf die soziale Republik lossteuerte. Ihr herrschendes Haupt war Lafaurie, ein geborner Hamburger, der schon ein paar Jahre vorher in Jena aufgetaucht war, nachdem er sich, wie man sagte, auf längern Reisen durch Frankreich mit den neuesten kommunistischen Lehren erfüllt hatte. Sein Anhang sammelte sich aus dem Kreise der Arbeiter, dem sich eine Anzahl Kleinbürger und wenige Studenten angeschlossen. Lafaurie, von fanatischer Anlage und mit agitatorischer Kraft ausgestattet, sah bald ein, daß er in der Stadt selbst nicht auf große Erfolge rechnen dürfe, und übertrug daher seine Propaganda in die Umgegend, auf das flache Land, wo er, von der Erlahmung aller offiziellen Organe unterstützt, mit seinen verführerischen Lehren bei den gutmütigen und politisch vollständig unreifen thüringischen Bauern bereitwilliges Gehör fand. Aber auch in der Stadt Weimar erfreute er sich lebhafter Beziehungen und einer, wenn nicht starken, doch ergebenen Gefolgschaft.

Zu den eigentümlichen Erscheinungen dieser Zeit gehörte, daß die Jenaer Gesellschaft von außen her allerlei Zuwachs erhielt: die abgelegene Stadt war wie eine Freistätte, an der jetzt so mancher, den irgendwo die revolutionäre Sintflut dieser Tage erreicht hatte, Schutz suchte. So erinnere ich mich, daß bald nach den Märztagen als ungeladener Gast von Berlin her plötzlich der Schwabe Adolf Widmann auftauchte. Er hatte ursprünglich in Tübingen in dem Kreise gelebt, den der seiner Zeit viel besprochene Roman *Eritis sicut Deus* geschildert hat, ja eine Zeit lang hat man, soviel bekannt, mit Unrecht, ihn

selbst für den Verfasser dieses Romans gehalten. Von Tübingen war er nach Zürich gegangen und dort in enge Beziehungen zu den Gebrüdern Rohmer und zu Bluntschli getreten, und hatte endlich, als hier die schwer verständliche Rohmersche Hetäre in die Brüche ging, infolge einer Schrift über die „politischen Parteien,“ oder wie der Titel lautete, die nach der Rohmerschen Schablone die Begünstigung des vierten Standes gegenüber den bösen Liberalen als rettendes Rezept vorschrieb, eine Einladung nach Berlin erhalten und in der Redaktion der „Preussischen Staatszeitung“ Verwendung gefunden. Als aber die Revolution die preussische Hauptstadt überwältigte, hielt er als ein Diener des gestürzten Systems es für rasam, den unheimlichen Boden zu verlassen und sich nach Jena zurückzuziehen. Die Jenaische Gesellschaft empfing ihn nicht ohne Mißtrauen, und in den konservativen Kreisen wenigstens wurde er selten gesehen; dagegen gewann er mit den Führern der Volkspartei rasch Fühlung, ohne daß ich jedoch anzugeben wüßte, wie wirksam diese war. In spätern Jahren hat er wenig von sich reden gemacht.

Ein andrer dieser ungebetenen Gäste war ein Mann viel bekannteren Namens, nämlich Hannibal Fischer, der „Flottenfischer“ unvergänglichen Andenkens. Als seine Statthaltertschaft im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld infolge einer populären Erhebung im Frühjahr 1848 ein unerwünschtes Ende fand, lenkte auch er seine Schritte nach dem gastlichen Saal-Athen. Man könnte nicht sagen, daß er eine angenehme Erscheinung gewesen sei. Ein wahrer fanfaron des crimes, trug er sein unfruchtbares politisches Glaubenssystem gar zu unverfioeren vor. Zugleich hatte er etwas Aufdringliches und war feinern Zurechtweisungen nicht zugänglich. Man hatte freilich auch wieder Mitleid mit dem alten Manne, der sich nun plötzlich aufs Trockne gesetzt sah; doch hätte er am liebsten auch jetzt noch eine Rolle gespielt, und dazu reichte sein geistiger Gehalt doch nicht aus, und seine Vergangenheit stand ihm im Wege. Er wußte allerdings aus seinem wandelreichen Leben viel Interessantes zu erzählen, aber er beging den Fehler, sich zu rasch auszugeben, und mit Wiederholungen machte er kein Glück. Er war von einem unermüdblichen Thätigkeitsdrange beseelt, der ihn dann weiterhin die Hand nach höchst bedenklichen Aufträgen ausstrecken ließ, die eine reiche Quelle bitterer Erfahrungen und Verlegenheiten für ihn geworden sind. In seinem „Politischen Martyrium“ kann man über diese Dinge sich des weitern in seiner Art von ihm selbst erzählen lassen.

Noch eine andre bemerkenswerte Persönlichkeit erschien damals ab und zu in Jena, nämlich Franz von Florencourt, der bekannte und erst vor kurzem in hohem Alter gestorbene Publizist und Konvertit, der damals in der Nähe von Raumburg a. S. lebte und als alter Burschenschaftler mit dem „Burgkeller“ nahe Beziehungen unterhielt. Er hatte eine Anzahl der talentvollsten jungen Männer aus diesem Kreise für seine neueste Richtung gewonnen, die, in der Politik streng konservativ, der Frankfurter Nationalversammlung geradezu den

Gehorsam aufkündigte und in der Religion die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche predigte. Mehrere seiner erwähnten jugendlichen Anhänger waren in der That nahe daran, den Lockrufen des modernen Rattenfängers zu folgen, besannen sich indes, mit Ausnahme eines einzigen, glaube ich, der aber nicht zu den hervorragenden zählte, im letzten Augenblicke eines Bessern und thaten den letzten Schritt nicht. (Schluß folgt.)



Konrad Ferdinand Meyers Gedichte.



Es wird wohl selten vorkommen, daß man lyrische Gedichte fast ausschließlich nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt. Bei Konrad Ferdinand Meyer muß dieses geschehen. Wir finden bei ihm nicht das schwärmerische Träumen Eichendorffs und der Romantiker, nicht die süßliche Tändelei, wie sie sich bei Heine und dem jungen Deutschland oft zeigt. Es ist die ihrer Ziele sich bewußte Kunst, die in diesen Gedichten hell und schön zu Tage tritt, und der vollendete Geschmack hat oft das Übergewicht über die lyrische Empfindung.

Wir finden in Meyers Gedichten kein geheimnisvolles Hell Dunkel, sondern überall klaren Sonnenschein, nicht den Zauber unbewußter Empfindung, sondern die Fülle sichtbarer Kraft. Seine Gedichte nehmen nicht ein durch jenes eigentümliche Verschwimmen der Formen in der Idee, die sie geboren hat, sondern durch die scharfen plastischen Konturen ihrer Gestalten. Die Plastik, in künstlerisch abwägendem Geschmack ausgebildet, nur mit den notwendigsten Elementen lyrischer Empfindung versehen, sie ist es, die diesen Gedichten ihren eigentümlichen Stempel aufdrückt.

Wir würden das umfangreiche Buch, das kürzlich schon in dritter, vermehrter Auflage erschienen ist,*) vielleicht unbefriedigt aus der Hand legen, wenn wir darin reine Lyrik, Liebeslieder, Herzensergüsse u. s. w. suchen wollten. Jedem Leser aber, der ganz unbefangen an diese Gedichte herantritt, werden sie eine Fülle des Anziehenden bieten.

Meyers Gedichte sind auf den ersten Blick Erzeugnisse, die sämtlich den Stempel seiner dichterischen Natur an sich tragen, die Würde und Erfahrung des gereiften Mannes, die Objektivität und klare Lebensauffassung des Gebildeten.

*) Konrad Ferdinand Meyers Gedichte. Leipzig, S. Häffel, 1887.